

## **Fragen an Peter Paul Wiplinger zu seinem Erzählband „Lebensbilder“, zu seiner Literatur, seiner (gesellschaftspolitischen) Sichtweise und Einstellung**

*Interview mit Armin Baumgartner, 2004*

*1.) Herr Wiplinger, Sie haben mit Ihrem Erzählband „Lebensbilder – Geschichten aus der Erinnerung“ Menschen, die Ihre Kindheit bestimmt haben, ein Denkmal gesetzt, religiöse Feste nachgezeichnet. Die Lektüre berührt den Leser in zweifacher Hinsicht: Erstens durch die erzählten Lebensgeschichten direkt und zweitens durch die, fast möchte ich sagen, poetische Absicht, die dahinter steckt. Mich würde interessieren, welches Ereignis, welcher Umstand oder welcher „Stein“ hat Ihnen den Anstoß zu diesem Band gegeben? Gab es so etwas wie einen Auslöser überhaupt oder war das schon ein lang gehegter Wunsch von Ihnen?*

Der „Stein des Anstoßes“, meine erste Geschichte zu schreiben, nämlich die Erzählung „Die Fanni“, war eine Einladung zu einer Gemeinschaftslesung des Literaturkreises „Podium“ im Café Prückel am 22.8.2000. Zuerst hatte man das Thema „Reisen“ konzipiert, tauschte dieses dann aber gegen „Küche und Kochen“ aus. Da ich meine Lesebeteiligung nicht absagen wollte, dachte ich, ich schreibe einen Text über die Mühlviertler Kost, die man früher überall, auch in den Gaststätten bekommen und zu sich genommen hat. Kochen und Küche aber waren bei uns, in unserer Großfamilie, mit unserer Köchin Fanni verbunden, die sehr viel mehr war als „nur“ unsere Köchin, denn sie war sozusagen „die zweite Mutter“ für uns zehn (!) Kinder. Und da ich die Geschichte zu schreiben begann, fokussierte sich mein Denken, Fühlen, Erinnern, Vergegenwärtigen ganz auf die Person der Fanni, sodaß dann sie und ihr Leben(sschicksal) in den Mittelpunkt rückten, und es eigentlich eine Geschichte um sie, eine Erzählung über sie, ein Menschenbild wurde, das sehr berührend ist, weil es solche Menschen wie die Fanni - also Frauen, die in ihrer Selbstaufopferung den Dienst der Nächstenliebe leisteten - in vielen Familien gegeben hat, als Großmutter, als Tante, als Dienstmagd, früher einmal, als alles noch anders war. - Diese Geschichte, vor allem der Erzählvorgang während des Schreibens, hat mich selbst berührt. Die Fanni und meine mit ihr verbundene Kindheit und Jugend waren mir plötzlich fühlbar nahe, wie etwas, in das ich hineintauchte. Das war auch eine neue (Schreib-) Erfahrung für mich. Und das faszinierte mich. Auch, daß ich das schreiben konnte, was ich bis dahin nicht für möglich gehalten hatte, weil ich mich nur für Lyrik zuständig sah und fühlte. - Ich bot dann diese Geschichte verschiedenen Zeitungen, Zeitschriften und auch dem ORF an. Und die nahmen diese Geschichte. Vorallem aber nahmen sie die Leser und vorallem die Leserinnen an. Viele Menschen schrieben mir und sagten mir in ihren Briefen, daß sie von dieser Geschichte und von der Fanni sehr berührt worden seien. Zum ersten Mal erlebte ich eine spontane und auch sehr persönliche Resonanz auf mein Schreiben. Und dies von „einfachen Menschen“. Das freute mich sehr, mehr als irgendwelche lobende literarische Rezensionen. - Wichtig war dann noch die Zeitschrift „Der Granatapfel“, eine weit verbreitete Abonnementzeitschrift der Barmherzigen Brüder. Dr. Gerda Lederer, die Redakteurin dieser Zeitschrift, in der ebenfalls die Erzählung „Die Fanni“ abgedruckt worden war, ermunterte mich, weitere Geschichten zu schreiben, die sie ebenfalls publizieren wollte, was sie dann auch tat. Und so machte ich dann daran, weitere solche Geschichten zu schreiben. Dabei dachte einfach an meine Kindheit zurück, forschte in meiner Erinnerung nach jenen Personen und Ereignissen, die irgendwie wichtig für mich gewesen waren, die mich berührt hatten, die meine Kindheit und Jugend begleitet und auch geprägt hatten. So schrieb ich, indem ich mich erinnerte. Und dies war ein Phänomen: sobald ich mich zum Schreiben setzte, stellte sich das Erinnern automatisch und dazu noch in einer überraschenden Präzision, immer in Bildern, wie in einem Film, ein. Ich skizzierte die Personen und Ereignisse und verband sie zu einem Ganzen, nämlich zu dem, was damals meinen, ja unseren Lebensraum ausgemacht hatte. Da wurden die Personen, an die ich mich erinnerte, plötzlich

wieder lebendig, und die Ereignisse waren so präsent, als hätte ich sie eben erst erlebt. Es mag sein, daß dies in und aus den Geschichten heraus spürbar wird, ich glaube, daß es so ist. Und daß dies den Erfolg der „Lebensbilder“, meines ersten Prosabandes, ausmacht und begründet hat.

2.) *Das Buch beginnt mit einer sehr bewegenden Geschichte mit dem Titel „Abgeholt“. Sie haben mehrere solcher Ereignisse und Erinnerungen an die Nazizeit aufgeschrieben, die Ihnen mündlich weitergegeben wurden und an die Sie sich selbst noch erinnern konnten (Stichwort „Hansi“), die also sehr weit zurück liegen. Wie haben Sie die Recherchen zu den Geschichten empfunden, die ja sehr persönlich wurden oder werden mußten, nehme ich an? Gab es dabei irgendwelche berührenden Augenblicke, die hinter den einzelnen Geschichten noch interessant zu erzählen wären?*

Recherchen, nach streng journalistischen Kriterien, gab es eigentlich nicht, solche stellte ich nicht an. Denn ich wollte - wie es auch der Titel aussagt - ganz aus meiner Erinnerung heraus und nur auf sie bezogen schreiben. Dies schließt auch Irrtümer mit ein, weil einen die Erinnerung auch manchmal betrügt. Das heißt: Es gibt natürlich eine Diskrepanz zwischen dem subjektiven Erinnerungsbild und der „objektiven Wirklichkeit“, der Wahrheit einer Person, eines Ereignisses. Aber was ist schon die Wahrheit in Bezug auf einen Menschen, auf ein Ereignis?! - Ich verweise da auf den Schriftsteller Peter Härtling, mit dem ich vor vielen Jahren einmal in Rauris ein Nachtgespräch über dieses Thema (Hölderlin, Nimbsch oder der Stillstand, Hubert oder die Rückkehr nach Casablanca) geführt habe. Die Frage, die wir uns stellten, war: Was ist „die objektive Wirklichkeit“ eines Menschen(bildes) in der Literatur? Und wie ist sie herstellbar, ist sie überhaupt herstellbar? Ist dann das Bild des Menschen noch berührend, weil lebendig? - So habe auch ich mich in manchen Details geirrt, wenn man so will; geirrt, weil ich sie so und nicht anders - nicht „richtig“ - in Erinnerung hatte. Hätte ich kriminalistisch-protokollarisch vorgehen sollen? Wo liegen die Kriterien und wie sind sie wofür? Mir war das Gesamtbild, die Gesamtschau wichtig. Natürlich: Dort wo es um feststellbare und festzustellende „objektive Sachverhalte“ ging, da waren diese aufzuzeigen. Das war zum Beispiel bei der Erzählung „Der Schopperloisl“ der Fall. Es war nicht eruierbar, ob er wirklich eine Schwester hatte, die in Hartheim der NS-Euthanasie zum Opfer gefallen ist. Also mußte ich dies und eine damit verbundene Passage im Text streichen, auch wenn manche Leute davon geredet hatten; aber das konnte auch „erfunden“ gewesen sein. Und so schrieb ich die Geschichte in diesem Passus entgegen der Erstfassung um. So ähnlich war es auch bei manchen anderen Gegebenheiten dann. - Natürlich liegen hinter den Geschichten, die man von Personen und Ereignissen erzählt, immer auch andere Geschichten. Geschichten in Schichten sozusagen, geschichtete Lebensereignisse in aufgeschichteten Lebensausschnitten. Geschichten, die man nicht kennt, die im Verborgenen sind und dort bleiben. Man kennt ja immer nur Ausschnitte, schreibt und beschreibt immer nur Segmente, Lebens- und Persönlichkeitsfragmente, Teile eines Ganzen, einer in sich geschlossenen Persönlichkeit, einer Zeiteinheit, einer zeitgeschichtlichen Epoche. Immer nimmt man ein Stück Leben(sgeschichte), das man kennt oder zu kennen glaubt, heraus, ordnet dieses in ein neues Ganzes, zum Beispiel in die Beziehung zu sich selber, ein, interpretiert es und bewertet es auch. Alles wird stets unter einem, seinem eigenen Blickwinkel gesehen. Das ist der Blickwinkel des Beobachters, dessen, der das oder jenes erlebt hat und sich - wie in meinem Fall: nach Jahrzehnten - erinnert, zu einer Zeit, da diese Personen längst verstorben, jene Geschehnisse längst vorbei und entschwinden sind, oft sogar auch aus dem Gedächtnis und aus der Erinnerung von damals beteiligt gewesen Personen. Mit dem Erzählen leistet man dann eine Gedächtnisarbeit. Es ist ein Sicherinnern, ein Gedenken. Man errichtet (kleine) Denkmäler, diesen Menschen, für das Leben überhaupt. Und in diesen Denkmälern lebt das Andenken an vergangene Ereignisse, an verschwundene Lebensformen, an die geliebten Menschen, an die Toten weiter. - In der kurzen Skizze „Abgeholt“ zum Beispiel wird der armen Menschen gedacht, die aus dem Krankenhaus Haslach, meinem Heimatort,

abgeholt und dann in das Wagner-Jauregg-Krankenhaus in Linz und in Folge in die NS-Vernichtungsstätte Hartheim in OÖ gebracht und dort ermordet worden sind. Die eigentliche Geschichte ist die von Mördern und Ermordeten. Und die vom jahrzehntelangen Verschweigen dieser Untaten. Und die eines geschönt, man könnte auch sagen: verlogenen Heimatbildes. Adolf Hitler war bis vor kurzem noch immer Ehrenbürger der Marktgemeinde Haslach. Jahrzehnte hindurch hat man es nicht nur verabsäumt, sondern sich sogar geweigert, diese Ehrenbürgerschaft abzuerkennen, zu löschen. Es gibt auch keine Gedenktafel für diese NS-Euthanasieopfer, weder am Krankenhaus, heute Bezirksaltersheim, noch sonst irgendwo in Haslach. Die Errichtung eines solchen Denkmals, die Anbringung einer Gedenktafel am Ort des Geschehens wäre ein längst fälliger Akt des Gedenkens. Dies hätte meine Heimatgemeinde Haslach endlich zu leisten. Das wäre wichtig.

3.) *Könnte man sagen, daß Sie damit in noch deutlicherer Art Ihrem Anspruch an die Literatur entsprechen wollen, den aktuellen Fragen der Zeit bewußt zu begegnen, den Bezug zu diesen herzustellen und aktiv Stellung zu nehmen, als es Gedichte imstande sein können?*

Ja, ganz genau und bestimmt! An dem genannten Beispiel wird dies sichtbar und begreifbar. Denn im Gedicht kann man nicht so ausführlich und auch nicht so detailliert konkret sein wie in der deskriptiven Prosa. Wenngleich gerade in dieser Skizze die Prägnanz und Stimmungs-dichte eines Gedichtes durchscheint, vorallem am Schluß, im letzten Absatz. Noch ein Wort zur Formulierung: „die aktuellen Fragen der Zeit“! Solche „Fragen der Zeit“ liegen oft weniger, jedenfalls nicht nur im aktuellen Ereignishaften, nein, die liegen auch und vorallem oft in dem, was verschwiegen wurde und weiterhin verschwiegen wird. Da werden Haltungen des Sich-verweigerns sichtbar und benennbar. Zum Beispiel die große Lüge über Jahrzehnte hinweg, an all dem keine (Mit-)Schuld zu haben, nicht schuldig (geworden) zu sein. Wer aber sind dann die Schuldigen? Nur jene, die mit eigener Hand gemordet haben? Oder haben dies nicht die unzähligen willigen Helfer und Mitläufer ermöglicht, die dieses verbrecherische System in ihrer Verblendung mitgetragen und sowohl dieses als auch seine Verbrecher und Verbrechen erst möglich gemacht haben? Es geht hier nicht primär um Schuldzuweisung, sondern um die Frage der Verantwortung und darum, eine moralische Haltung einzunehmen, indem man Verantwortung übernimmt; auch wenn man persönlich nichts verbochen hat, sich nicht schuldig gemacht hat. Die Verantwortung zu übernehmen durch das Eingeständnis einer Schuld in einem Schuldbekennnis (anstatt der ewigen Ausreden!) und - ohnedies nur als Geste möglich - ein daraus resultierendes Zeichen der Sühne (man kann es nicht tatsächlich „Wiedergutmachung“ nennen) mit der Bitte um Vergebung ist ein unabdingbares Erfordernis, für den Einzelnen, für die Gesellschaft, für den Staat. Darüber kann man im Gedicht nicht konkret und effizient (genug) sprechen. Alles, was man im Gedicht realisieren kann (soll und vielleicht darf), ist das Benennen, die Trauer, das Gedenken. - Die „Todesfuge“ von Paul Celan gibt hier Orientierung, ist Maßstab und Erfüllung zugleich.

4.) *Albert Camus sagte einmal „Wir müssen uns Sisyphus als einen glücklichen Menschen vorstellen“. Sie selbst sprachen 1994 vom Scheitern im Postulat der Humanisierung der Welt, im Engagement für den Willen zur Veränderung der herrschenden Zustände. Stichwort USA-Irak, Palästina, islamistisch-fundamentaler Terror, etc.: Wenn man sich die Welt heute, zehn Jahre danach, ansieht, scheint der/die engagierte SchriftstellerIn heute mehr denn je – auch in der Diktion „Gutmenschen“ belächelt – überaltert, ja ausrangiert. Wie argumentieren Sie jungen Menschen gegenüber, die in einer Welt aufwachsen, die dem Individuum immer mehr Eigenverantwortung abverlangt, in der sich der Staat immer mehr aus seinen Pflichten zurückzieht, Ihre Position?*

Nein, wer sagt mir, wer kann und darf mir - auch Camus ist da für mich keine Ausnahme -

sagen, wie ich mir den Sisyphos aus Camus' Werk „Der Mythos von Sisyphos - Ein Versuch über das Absurde“ oder überhaupt irgend etwas anderes vorstellen *muß*?! Diese Eingrenzung einer Sicht ist für mich nicht einfühlsame Anleitung zur Interpretation, sondern vor(ein)genommene Selbstinterpretation. Dogmatik. Und das lehne ich ab. Auch als einen Widerspruch zum genannten Werk und der Figur des Sisyphos als personifizierte Metapher für die menschliche Existenz überhaupt. Gar nichts *muß* ich, gar nichts *muß* man! „Sterben muß man, das ist das einzige, was man muß“. So der bekannte und sehr lebensnahe Ausspruch. Oder ist etwa Sisyphos einer, der ob seines ständig wiederholten (sinnlos absurden) Tuns nicht um die Gewißheit des Todes weiß? Und wenn er es weiß, was sollte ihn glücklich machen? Allein die Gewißheit des Todes, das Wissen um die Endlichkeit begrenzt temporär jedes mögliche Glücksgefühl, ganz zu schweigen davon, daß Glückseligkeit eine Grundstimmung des Menschen ist oder sein könnte. Ganz im Gegenteil! Der Mensch haßt den Tod als seinen größten Feind (Elias Canetti). Er lehnt sich - vergeblich - gegen den Tod auf. Er kann ihn nicht besiegen. Alles andere ist ein billiger Wunschtraum. Man soll sich nur Schlachtengemälde oder Dokumentarfilme von im Holocaust ermordeten Menschen, solche auf einem Haufen übereinander oder in einem Massengrab vergegenwärtigen, dann begreife ich nicht, wie Camus vom Sisyphos als einem glücklichen Menschen sprechen kann. Dann empfinde ich das als absurd, ungeheuerlich, obszön. Oder hat Sisyphos kein Gedächtnis, keine Erinnerung, keine Fähigkeit der Vergegenwärtigung, auch nicht die seiner selbst? Aber in der Abhandlung von Camus über den absurden Menschen steht genau das Gegenteil, nämlich: „Ebenso fühlt der absurde Mensch, der ganz und gar dem Tode zugewandt ist ...“ Und dann noch: „Der Tod und das Absurde sind hier die Prinzipien der einzig vernünftigen Freiheit, jener Freiheit, deren Wirklichkeit ein menschliches Herz erfahren kann.“ (Seite 53., ro-ro-ro-Taschebuch, 1956). Genug davon! Kein Buch meiner Bibliothek ist so zerlesen, weil so intensiv bearbeitet, wie dieser „Mythos des Sisyphos“ von Camus. Kein Buch war so (kurzfristig) mein „Evangelium“ wie dieses, keines habe ich so durchdacht und zugleich angezweifelt; weil es so voll gespickt ist mit (leeren) Behauptungen und dogmatischen Axiomen. Heute, nach fast 50 Jahren, hat es für mich bei aller noch immer spürbaren Faszination viel an Aussagekraft, an Beweiskraft eingebüßt. Die Bilder der toten Leiber von Menschen sind stärker als alle Wörter und Wortgebilde und als alle (gültigen oder ungültigen) Aussagen in diesem Sisyphos-Buch. Die Wirklichkeit allein genügt, die Erfahrung von dieser Wirklichkeit des Menschen und dessen, wozu der Mensch fähig ist. Das ist die Wahrheit des Sisyphos. Das ist die Wahrheit der menschlichen Existenz. Alles andere ist hohles philosophisches Geschwätz! Auch wenn der Autor Albert Camus heißt und einmal ein modisches Zeitgeist-Kultbuch geschrieben hat, mit dem abertausende Intellektuelle ihren geistigen Existenznachweis, ihre Legitimation zu erbringen versucht und sich dabei selbst entmündigt haben. Der Schlußchor der Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach oder Mozarts Requiem sind mir näher als alles andere, weil sie mich wirklich zutiefst berühren, weil ihre Botschaft Ewigkeitswert hat und zeitlos gültig ist. Zurück zur Fragestellung! Die Last der Vergangenheit ist zumindest genauso schwer (zu tragen) wie die Herausforderung, der Gegenwart und Zukunft gerecht zu werden. Natürlich sind wir mit unserem Anspruch auf Humanisierung des Menschen und der Welt - noch dazu durch die Kunst! - gescheitert. Dieses Scheitern ist aber dem erhobenen Anspruch immanent. Aber was wäre das für ein Menschsein, was wäre das für eine Welt ohne die Stellung und die Aufrechterhaltung dieses Anspruches, im Verzicht auf diesen Anspruch auf das Verbessern von Mensch(sein) und Welt. Es wäre die völlige Preisgabe einer jeden ethisch-moralischen Position, der Verzicht auf jeden Anspruch, die Resignation vor Gewalt und Zerstörung. Es wäre der vorprogrammierte und zugelassene Sieg des Bösen überhaupt. Und das ist nicht zulässig. Das wäre gegen das menschliche Dasein. Der kämpfende, der leidende, der unterlegene, der geopfert Mensch: das ja; aber nicht der - von vornherein und bedingungslos - aufgegeben Mensch! Nein, das nicht! - Muß man dies den jungen Menschen erklären? Wer muß oder müßte dies tun? Oder ist es nicht deren Aufgabe, sich diesen und ihren eigenen Fragen selbst zu stellen? Ich meine: ja! Alles, was wir tun können, sollen und müssen, ist, die Frage-

stellung aufzuzeigen. Denken und sich in diesen Denkprozeß hineinbegeben und seine Frage-Antwort-Position suchen und möglicherweise finden oder auch nicht finden, das muß jeder selber tun. Sich dem nicht zu stellen oder sich zu verweigern, hat Konsequenzen, die jeden dann auch persönlich treffen. Wer in einem solchen Zusammenhang und angesichts dieser Welt überheblich grinsend von „Gutmenschen“ spricht und uns so etikettiert, wobei er etwas völlig anderes meint, indem er nämlich die sogenannten „Gutmenschen“ für naive, weltfremde Idioten hält, der ist nichts anderes als ein kaltschnäuziger Zyniker, ein Dummkopf obendrein, auch wenn er großspurige Zeitungskommentare verfaßt oder sogar nebenbei zum Politiker avanciert (Mölzer). Wie überhaupt das beliebige Sich-selbst-Erennen zu einer Autorität und Instanz ein Zeichen von unerträglicher Überheblichkeit und somit von absoluter, hier könnte man sagen „absurder“ Dummheit ist. - Nein, argumentieren muß und werde ich meine „Position“ - die ja keine endgültige ist, sondern nur ein Innehalten in einem intellektuellen, aber auch emotionalen, eben in einem existentiellen Evolutionsprozeß - nicht. Das ist nicht nötig. Ich muß und werde meine Erkenntnisse, meine Standpunkte, meine Position und meine Person nicht unter Beweis stellen. Ich stelle das alles einfach hin, innerhalb und außerhalb meiner Literatur. Ich muß nicht nachweisen, wer oder was ich (warum) bin. Ich muß mir und anderen nichts beweisen. Ich muß niemandem etwas beweisen. Ich muß gar nichts; nur sterben. Das ist das Einzige, was ich muß.

*5.) Herr Wiplinger, Sie sind nicht nur Mitglied im österreichischen PEN-Club, Sie engagieren sich auch für Schreibende als Vorstandsmitglied der IG Autorinnen und Autoren und sind zudem noch Mitglied der Österreichischen Liga für Menschenrechte sowie im Kuratorium des Dokumentationszentrums des österreichischen Widerstandes (DÖW). Ich möchte Sie fragen, wie Sie die neuen Herausforderungen eines Europas der 25 einschätzen, welche Gefahren Ihrer Meinung nach drohen und welche Chancen Sie sehen?*

Ja, es stimmt, ich bin seit fast 25 Jahren Mitglied im Österreichischen und im International PEN-Club, fast zwanzig Jahre davon war ich im Vorstand. Ich war in dieser Zeit sehr oft bei europäischen Regionalkonferenzen, Schriftstellertagungen und Poesiefestivals in verschiedenen Ländern, unter anderem auch in solchen, die jetzt der EU beigetreten sind. Ich war auch auf Lesetourneen und zu anderen Anlässen in solchen Ländern, die außerhalb der EU stehen (Türkei, Rußland, Bulgarien, Rumänien, Ex-Jugoslawien, Israel). Ich habe, als die jetzt als „Reformstaaten“ bezeichneten Länder noch kommunistisch waren, auch damals schon gute Kontakte zu Schriftstellerorganisationen und deren Funktionären, aber gleichzeitig vor allem auch zu nicht gerade im Vordergrund stehenden Vertrauenspersonen in der Kollegenschaft aufgebaut und gepflegt. Bei all diesen Kontakten kam es - natürlich unter Beachtung der nötigen Vorsicht - immer auch zu (politischen) Gesprächen, bei denen ich Meinungen zu verschiedenen Themen hören und sammeln konnte. Allen gemeinsam, ausgenommen exponierte Systemträger, war der Wunsch nach Meinungsfreiheit, gesellschaftspolitischer Pluralität und besseren wirtschaftlichen Bedingungen, nach Reisefreiheit und nach Nicht-Kontrolliertwerden. Mit einem Wort: nach Freiheit. In allen diesen Ländern wurde dies nach dem Ende des Staatskommunismus und nach der sogenannten „Wende“ auch erreicht und verwirklicht. Mit dem Eintritt in die EU wurde eine Integration vollzogen, die diese Länder in ein größeres Ganzes - nämlich Europa - nun eingebunden hat. Kaum daß dies geschehen ist, melden sich schon verstärkt Skepsis und Separatismus, ja auch Nationalismus in der Bevölkerung dieser Länder. Man will zur EU dazugehören, aber doch nicht so ganz. Man will nicht „geschluckt“ werden. Man will die nationale Eigenständigkeit und Souveränität bei gleichzeitiger EU-Mitgliedschaft behalten und bewahren. Und genau da liegt ein Problem (für die Zukunft): Ich nenne es die Zentrifugalkraft der EU-Mitgliedsstaaten. Dem gegenüber gibt es hegemoniale Bestrebungen der „Großen“ (Frankreich, Deutschland). Aus historischen Gründen haben Länder wie zum Beispiel Polen eine tief im nationalen Gedächtnis sitzende, unauslöschliche Angst davor, unter die Herrschaft der Großen und somit wieder einmal unter die Räder zu kommen. Das ist begreiflich. Die

hegemonialen Führungsstaaten (Kerneuropa) täten gut daran, diese Ängste, deren Begründer sie ja (gewesen) sind, ernst zu nehmen, als einen realen Faktor für Störungsanfälligkeiten sowohl im Getriebe der Macht, aber vorallem für jedes weitere Miteinander und die Verwirklichung eines gemeinsamen Zieles, das ein gemeinschaftliches Europa - der Gleichberechtigten (!) - sein sollte. Noch ist dieses Ziel nicht hundertprozentig erreicht. Und selbst das (anscheinend) Erreichte ist in Wirklichkeit nicht ungefragt so gesichert, wie es das sein sollte und wie es wünschenswert ist. Europa wird kein ein für allemal erreichtes (End-) Ergebnis sein, sondern wird immer ein zwar in seinem Bestand (hoffentlich) gesichertes, doch ein in einem Weiterentwicklungsprozeß sich befindendes, sich stets neu zu definierendes, lebendiges Gebilde sein. Diese Institution ist wie jedes „Großreich“ umso gefährdeter, je größer es wird. Und je mehr an Fremden es zu integrieren hat. Unter diesem Aspekt ist der Wunsch und das Bestreben der Türkei zu sehen, der EU beizutreten. Und schon gibt es dafür agierende Lobbys anstatt behutsam angewandter präziser Kriterien und dazu noch den Druck des Supermachtweltpolizisten USA unter der jetzigen indiskutablen Bush-Administration. Das alles sind Stolpersteine auf dem weiteren Weg der EU und ihrer Vollendung, wenn es eine solche überhaupt geben sollte. Denn wo sind die Grenzen? Und was wäre das für ein Europa ohne die notwendige Einbeziehung und Integration des Balkan (Serbien-Montenegro, Albanien)? Dort aber war vor zehn Jahren noch Krieg und Genozid. Und Bosnien-Herzegowina ist ein fragiles politisches Staatsgebilde. Die Konfliktherde schwelen noch immer weiter im Untergrund. Was ist mit Weißrußland und dem diktatorischen System eines Lukaschenko, mit seinen Geheimdienstmorden?! Ist ein solcher Staat integrationsfähig? - Das alles sind Gefahren, Hürden und Herausforderungen, denen man sich stellen muß anstatt sie zu ignorieren und sich davon zu distanzieren. Ein Europa ohne Visionen, ohne das Bestreben danach und das Gelingen dessen, vorallem die nationalen, die identitätsprägenden kulturellen Gegensätze zu einem neuen pluralistischen Ganzen zu verbinden, wird weder eine Zukunft haben, noch von Bestand sein. Eines muß allen klar sein: Nichts ist für ewige Zeiten gesichert! Immer gibt es Gefahren und Gefährdungen. Denken wir an den 11. September 2001!

6.) *Welche Chancen ergeben sich bei einer größer werdenden Sprachenvielfalt in Europa, nicht nur für die Literatur; und wie können sie genutzt werden? Kann die Literatur aktiv an einem Zusammenwachsen der 25 mitwirken?*

Schon jetzt hat man mit einer Heerschar an DolmetscherInnen und ÜbersetzerInnen in der EU-Administration in Brüssel alle Hände voll zu tun, um alle die vielen Gesetze, Erlässe, Dokumente, Reden und dergleichen in die jeweiligen Landessprachen zu übersetzen. Die Grenze des Machbaren und vielleicht auch des Sinnvollen ist erreicht. Ich glaube, daß für diesen Bereich *eine* Universalsprache - nämlich Englisch - genügt; ja, daß es überhaupt notwendig sein wird, für den persönlichen und allgemeinen Kommunikationsbereich *eine* Universalsprache einzuführen; ähnlich wie früher im Staatsapparat eines Karl des Großen und heute noch immer in der römisch-katholischen Kirche gebräuchlich - das Latein. Allerdings müßte Englisch dann von allen von Kindheit an wirklich gelernt und von allen als Kommunikationssprache beherrscht werden. Darüber hinaus aber ist die eigene Mutter- und Kultursprache unverzichtbar; das versteht sich von selbst. Allerdings greift auch hier eine immer gravierendere Verarmung im Sprach- und Sprechvermögen durch. Es ist längst zu einer Verprimitivierung, ja sogar zu einer Infantilisierung im Sprachausdruck gekommen. Der internationale, der globale Druck sowohl von den Medien, als auch durch die Werbung trägt zu einer Nivellierung der Ausdrucksweise bei. Eine Einebnung der Unterschiede ist festzustellen; eine aus einer weltweiten, jederzeit verfügbaren Kommunikationsvernetzung resultierende Reduktion der Qualität menschlichen Kommunikation überhaupt. Auch eine Einengung und Reduzierung der Themenbereiche, die überhaupt noch angesprochen und in die Kommunikation miteinbezogen werden, ist festzustellen. Mit all dem hat die Sprachenvielfalt in der neuen EU nichts zu tun. Das sind ganz

verschiedene, voneinander getrennte Bereiche. Chancen sehe ich hier für eine neue Bildungsoffensive - die sicherlich notwendig wäre! - keine. Wie wir wissen bzw. wissen sollten gibt es eine unfassbar hohe Anzahl von neuen Analphabeten und auch von Menschen, die sich sprachlich überhaupt nicht mehr richtig ausdrücken können. Sprachliche Reduktion bedeutet aber stets auch intellektuelle Reduktion, eine Verringerung der Fähigkeiten und Möglichkeiten zur Problemsicht und zur Problembewältigung. Einfach gesagt: Eine Verprimitivierung sowohl des Einzelnen sowie der ganzen Gesellschaft, jedenfalls breiter Gesellschaftsschichten, ist die Folge. Eine intellektuelle und sprachliche Niveaulosigkeit, der Verzicht auf jeden geistigen Anspruch unter dem Aspekt der Quote anstatt dem Ziel der Aufklärung und Pädagogik breitet sich flächendeckend und nicht ohne weitreichende Folgen aus. Die Welt wird mit Bildern überschwemmt und dies ohne Unterschiede, Folderskandalbilder rangieren neben Alpenkitsch und der Vorgaukelung einer heilen Welt. Der Wahn einer ewig strahlenden Jugendlichkeit und der blendende Glanz von Macht und Erfolg vermitteln ein falsches Bild vom Menschen und von der Welt. Verzerrung der Wirklichkeit, Realitätsverlust, Scheinwelten sind die Folge. Hier hat die Literatur eine - vielleicht ihre - Aufgabe, weit jenseits der bloß belletristischen Unterhaltung zum Zeitvertreib. Literatur und der Schriftsteller, die Schriftstellerin, haben auch und vielleicht immer mehr die Aufgabe, Scheinwelten zu durchleuchten und zu entlarven, Menschen(bilder) zu zeigen und zu analysieren, Gegenwelten zu schaffen und vor Augen zu führen; auch Lebenswelten jenseits des Mainstreams. Das Wesentliche und Entscheidende für den Erfolg aber ist, ob und daß Literatur überhaupt (noch) gelesen wird. Hier klafft die Schere auseinander. Es wird immer mehr Literatur geschrieben (Frankfurter Buchmesse) und von der breiten Masse immer weniger gelesen. Bald wird Literatur, wird Kultur überhaupt nur mehr ein Minderheitenprogramm sein, eine Hochebene für Spezialisten. Die Mehrheit greift zum Massenblatt, zur Gratiszeitung in der U-Bahn oder in einem Plastiksack an der Türklinke. Und mit der Reduktion des Anspruchs, reduziert sich selbstverständlich auch das Bestreben und die Fähigkeit, Ansprüchen gerecht zu werden, gerecht werden zu wollen. Anstatt dem Streben (nach Höherem) gibt es dann nur noch Gleichgültigkeit, Faulheit, Lethargie. Das ist meine Befürchtung, meine Zukunftsvision, von der ich hoffe, daß sie sich nicht bewahrheitet. Von den von mir festgestellten Gegebenheiten allerdings ausgehend, kann ich eine solche negative Entwicklung und einen solchen Endzustand der Gesellschaft nicht ausschließen.

7.) *Stichwort „Toleranz ist keine Einbahnstraße“ (Zitat Elisabeth Gehrler zur Bestellung zweier Uniräte, die rechtsnationalen Kreisen zugerechnet werden; Anm. d. Red.): Am 13. Juni jährt sich der Todestag von René Leynauds zum 60. Mal. (Siehe Juni-Programm im DLS.) Als praktizierender Christ und tief gläubiger Mensch schloß sich Leynaud als junger Dichter der Résistance an und engagierte sich am Abwehrkampf gegen das Naziregime in Frankreich. Dabei stellte er sein literarisches Werk hintan und war überzeugt, daß die Zeit keine für Worte war. Er starb 34-jährig im Kugelhagel aus deutschen Maschinenpistolen. Wie weit sollte Ihrer Meinung nach die Toleranz gegenüber Intoleranz gehen? Wann verlieren Worte ihre Berechtigung als Instrumentarium?*

Diese billige Platitüde und Leerformel einer österreichischen Bundesministerin für Bildung und Kultur ist ein wie so viele solcher immer öfter getätigten Äußerungen ein aufsteigender, emporgetragener, hin- und hergewehter und am Ende zerplatzender Luftballon. Ein dummes Dahergerede, aber ob seiner implizierten Mißverstehensmöglichkeit und seines Potentials zur Fehlinterpretation doch ein gefährlicher Satz. Nein, auf keinen Fall: keine Toleranz für Intoleranz! Diese gehört bekämpft. Und keine Sophisterei betreffend Toleranz gegenüber Menschenrechte und demokratische Grundwerte in Frage stellenden Parteien und Gruppen. Wie sagte doch Prof. Eduard Goldstücker, der große jüdisch-deutsch-tschechische Schriftsteller und Germanist bei einer Gedenkfeier des Dokumentationszentrums des österreichischen Widerstandes (dem ich seit vielen Jahren als Kuratoriumsmitglied angehöre) im Sitzungssaal

des Alten Wiener Rathauses vor wenigen Jahren: Jede Diskussion über Toleranz gegenüber Neonazis oder rechtsradikalen Gruppierungen bedeutet eine Herabwürdigung von Auschwitz. Punkt! Das sollte sich die Frau Kulturministerin und Volksschullehrerin, also eine Pädagogin ein für allemal merken. Das müßte sie eigentlich wissen, das hätte sie auch für sich selbst längst geklärt haben müssen. - Eines steht nämlich fest: Intoleranz ist immer eine Brutstätte der Gewalt. Und Gewalt bedroht nicht nur, sondern beendet und unterdrückt auch die Freiheit, die individuelle, die gesellschaftliche, die politische. Das muß man einfach wissen und beherzigen. Denn Freiheit ist ein Recht, ein fundamentales Rechtsgut. Und man muß sie jederzeit und sogleich bei der ersten Infragestellung und Bedrohung verteidigen. Falsch verstandene Toleranz gegen Intoleranz darf es nicht geben. - Die Frage „Wann verlieren Worte ihre Berechtigung als Instrumentarium?“, beantworte ich so: Dort, wo das Wort mißbraucht wird zur Lüge, zur Propaganda, zur Verschleierung wahrer Sachverhalte, zur Manipulation von Menschen, zur Tarnung, um hinter dem Paravent der Worte das beabsichtigte Eigentliche zu realisieren, die Menschen mit Worten hinters Licht zu führen, ist Vorsicht und Mißtrauen den Worten und ihren Anwendungen gegenüber gegeben. Aber gerade dann auch müssen Worte auf der Gegenseite, zur Aufklärung, zur Verteidigung der Wahrheit, zur Wahrheitsfindung und Wahrheitsverkündigung eingesetzt werden. Das ist die Aufgabe des kritischen Journalismus und auch die des Schriftstellers, des aufgeklärten Intellektuellen, des wahrheitsliebenden und die Wahrheit verteidigenden Menschen überhaupt. Ja, es gibt einen Krieg der Worte, es gibt die Fronten zwischen den Lügern und den Enttarnern. Solange es bei Wortgefechten bleibt, ist alles noch halbwegs in Ordnung. Doch Worte können verletzen, können aufhetzen, zerstören, können Handlungen vorbereiten, Hemmschwellen nivellieren oder sogar einebnen. Dann ist es nicht mehr weit bis zur Aufhebung der Grenzen und bis zu dem Punkt, an dem Barrieren brechen; wo eines sich bewahrheitet, nämlich dies: „Wo das Wort endet, beginnt die Gewalt“ (Hermann Schürer).

*8.) Sie sind auch als künstlerischer Fotograf erfolgreich. Ihre Aufnahmen wirken immer sehr poetisch. Gibt es für Sie einen direkten Zusammenhang zwischen den beiden Positionen des Schreibenden und des Fotografen?*

Ja, es gibt einen Zusammenhang zwischen beidem, der in meiner Person, aber auch in der Korrespondenz beider Medien - Wort und Bild - begründet liegt. Die Bedeutung eines Wortes ist durch seinen Begriff festgelegt und somit eingegrenzt. Das ist etwas Kodifiziertes, allgemein Verbindliches, worauf man sich geeinigt hat, auf dem Kommunikation und Verständigung, Aussage und Rezeption des Gemeinten und Gesagten, auf dem das Verstehen und Verstehenkönnen beruhen. Beim Bild, in der Darstellung mittels Fotografie ist es anders. Da beruhen die Bedeutung und Erkenntnis des Bildes auf der Assoziation, die das Bild zuläßt und im Betrachter erzeugt. Neben der Mitteilung der Bildaussage und darüber hinaus kann das Bild Symbolcharakter haben, eine Metapher sein für etwas, das mitschwingt, wofür es im sprachlichen Bereich kein entsprechendes Pendant, kein Wort, keinen Begriff gibt. Ein Bild drückt immer vielschichtig etwas aus, auch eine Stimmung; aber auch eindeutige Aussagen und Botschaften, wie in der Sprache der Werbung. Eine Bildmitteilung kann auch unterschwellig sein und wirken, nicht über den Intellekt, sondern sie kann auch das Unterbewußtsein ansprechen. Ich bewege mich bei Bildern auf drei Ebenen: nämlich als Bildgestalter, als Fotograf, als Rezipient natürlich und darüber hinaus auch als jemand, der mit Bildern in der Werbung gearbeitet hat, indem ich die Reaktionen von Menschen auf Bilder in meiner langjährigen Tätigkeit als Interviewer bei einem Markt- und Meinungsforschungsinstitut aufgezeichnet und analysiert habe. Außerdem bin ich ein Kunstsammler, schon seit meiner Studentenzeit, und habe einige Jahre eine Kunstgalerie geleitet. In dieser Zeit habe ich mehr als 180 Ausstellungen organisiert, viele davon mit Referaten bei den Vernissagen eröffnet und die Bilder und deren Bedeutungen so dem Publikum nahezubringen versucht. Ich habe mich immer schon mit Bildern beschäftigt, seit frühester Kindheit. Mich hat immer die wortlose, aber nicht sprachlose Aussagekraft von Bildern



fasziniert; ebenso schon ganz früh, als Kind, die Fotografie. Immer habe ich meinen Vater bei jeder Gelegenheit angebettelt, daß ich seine Agfa-Box in Händen halten, ein Motiv im Sucher betrachten und auch fotografieren darf; schon mit drei oder vier Jahren. Bilder sind überhaupt das Wichtigste für mich. Sie sind mir wichtiger als Worte. Am Lebensbeginn, da wir nicht sprechen und auch Gesprochenes noch nicht verstehen können, sehen wir Bilder, wird uns Welt zuerst in Bildern zugänglich, einordbar, verständlich gemacht. Und am Ende des Lebens, wenn wir vielleicht keine Worte mehr sprechen können, wird es wieder ebenso sein. Die letzten Bilder, vielleicht die in unserem Inneren mit geschlossenen Augen geschauten, werden wir ohne ein Wort sehen; sie werden in Sprach- und Wortlosigkeit da sein; und wir in ihnen. Das letzte Bild wird vielleicht eines nur aus Licht sein. Es könnte sehr schön sein und alle schrecklichen Bilder der Welt auslöschen und uns mit ihnen.

*9.) Was wären Ihre Wünsche an die herrschende Politik und welche Erwartungen knüpfen Sie daran?*

Mein Wunsch wäre es, daß die Politik weniger herrscht, schon gar nicht beherrscht. Und daß sie sich neben einer vernünftigen und gerechten Ordnung der Dinge das Wesentliche, nämlich den Menschen, den Menschen auf der ganzen Welt, im Auge behält, ihm mit Respekt begegnet, sich selbst nie als Selbstzweck begreift, sondern sich und den Staat als Einrichtung zum Wohle der Bürger und Menschen. Und daß sie friedensstiftend und friedenserhaltend ist. Daß sie ökologische Ressourcen nicht vergeudet, sondern in Verantwortung für künftige Generationen damit entsprechend umgeht. Daß es keine Ausbeutung gibt, weder die von Ressourcen noch von Menschen. Daß Gewalt kein Mittel zur Erreichung von Zielen ist. Daß ein Ausgleich geschaffen wird zwischen Arm und Reich. Daß ein Geist der Aufklärung anstatt der Unterdrückung herrscht. Daß nicht Macht und Geld und ihr Mißbrauch die Welt beherrschen. Daß anstatt Profitmaximierung das gerechte Verteilen zur Maxime wird. Daß Aufklärung und Toleranz anstatt Kulturkampf und Religionsfanatismus wichtigster Grundsatz einer Wertordnung sind. Daß die Menschen befreit werden von Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt; und auch von allem sinnlosen Überfluß. Daß die Maßlosigkeit auf ein menschliches Maß zurückgeführt wird. Daß der Glaube an eine Verbesserung der Welt und der Wille dazu nicht aufgegeben werden. Daß niemand in seiner Verblendung und Überheblichkeit beansprucht, allein im Besitz der absoluten Wahrheit zu sein und daß niemand einem anderen seine Wahrheit aufzwingt. Daß der Mensch die Freiheit hat, sich für oder gegen etwas zu entscheiden. Daß alle Menschen die gleichen Chancen und Möglichkeiten für ein menschenwürdiges Leben und eine individuelle Lebensgestaltung haben. - Das alles ist Wunschtraum, ist Utopie. Aber ohne den Glauben an diese Utopie und ohne den Kampf für das Gute (das nie jemand allein für sich und andere definieren darf!) und für die Verbesserung der Welt und des Menschen wird diese Welt nicht nur so bleiben wie sie ist, sondern sie wird sonst in einer rasant zunehmenden Globalisierung am Ende in Schrecken, Bedrohung, Gewalt, Zerstörung, Ausbeutung, Armut, Hunger, Krankheit, Elend versinken. Vielleicht muß man an Wunder glauben, um dem Verderben zu entkommen. Aber zuvor muß man alles tun, damit man nicht sich und andere ins Verderben stürzt.

*10.) Sie sind vor kurzem 65 Jahre alt geworden. Welche Ziele haben Sie noch für sich und für Ihr Leben?*

Das Älterwerden zu akzeptieren und das mir hoffentlich gegebene Alter mit seinen Beschwerden und auch die bevorstehenden Schicksalsschläge in würdevoller Gelassenheit hinzunehmen und zu ertragen und dabei doch eine gewisse „Leichtigkeit des Seins“ nicht nur zu spüren, sondern von ihm erfüllt zu sein und in ihm zu leben. Alles abzurunden, fertig zu machen und somit auch freier, befreiter zu werden und zu sein; auch vom eigenen Ich.